



Gertrud von le Fort-Gesellschaft e.V.

FORUM



***Misericordia et veritas obuiauerunt sibi
iustitia et pax osculatae sunt.***

*Barmherzigkeit und Wahrheit begegnen einander,
Gerechtigkeit und Friede küssen sich.*

Psalm 85,11

***Schwerpunktthema: Gertrud von le Forts „unwiderstehliche Neigung,
sich der Verfemten und tragisch Gescheiterten anzunehmen“.***

Gertrud von le Fort-Gesellschaft

FORUM 5 / Ausgabe Juli 2017

Titelbild: Stuttgarter Psalter, 1. Hälfte 9. Jahrhundert, Illustration zu Psalm 85

Bildnachweis: Archiv der Gertrud von le Fort-Gesellschaft, Literaturarchiv Marbach

Inhalt

Elisabeth Münzebrock: Editorial	Seite 3
Sabine Eisenreich: „ <i>Gnade vor Recht</i> “? Theologische Grundfragen zum Gedanken der Barmherzigkeit Gottes im Christentum	Seite 5
Gudrun Trausmuth: Das Textelement der „ <i>Misericordia</i> “ bei le Fort: narrative Funktionen und Strategien	Seite 8
Hans-Rüdiger Schwab: G. von le Fort und die Natur. Interpretation der Gedichte „ <i>Aus hohen Bergen</i> “ (1939) und „ <i>An die Natur</i> “ (1952)	Seite 11
Lesung der Novelle „ <i>Die Frau des Pilatus</i> “ mit Musikbegleitung	Seite 13
Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: <i>Die Passion der Gnade</i> . Über ein Grundmotiv im Werk von Gertrud von le Fort	Seite 14
Horst Renz: „ <i>Singen gehen mit deinem Leben</i> “. Zur Notwendigkeit eines neuen le Fort-Bildes aus den biographischen Quellen mit Einsichtnahmen in den Nachlass im Literaturarchiv in Marbach	Seite 17
35 Jahre Gertrud von le Fort-Gesellschaft: Zur Erinnerung an Eleonore von La Chevallerie	Seite 19
<i>Prinzessin Christelchen</i> . Ein Hofroman	Seite 21
Werke von le Fort im Echter Verlag	Seite 22
FORUM 1–4	Seite 23
Zitat Gertrud von le Fort	Seite 24

Die abgedruckten Vorträge wurden aus Platzgründen von den Autoren gekürzt.

Herausgeber:

Gertrud von le Fort-Gesellschaft, Dr. Elisabeth Münzebrock

Preziosastraße 13, D 81927 München

e-mail: info@gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de

www.gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de

Konto

IBAN: DE 67 7909 0000 0006 1527 91

BIC: GENODEF1WU1 / VR-Bank Würzburg eG.

Editorial

In unserer Herbsttagung 2016 haben wir – auch im Hinblick auf das „Jahr der Barmherzigkeit“ – versucht, dem Begriff der „*Misericordia*“ nachzuspüren, und das in einer Zeit und Gesellschaft, die gnadenloser und unbarmherziger nicht sein können.

Gertrud von le Fort hatte Zeit ihres langen und erfüllten Lebens nie aufgehört, ihren „barmherzigen“ Blick auf die „Fragwürdigen“, ja tragisch Gescheiterten“ zu richten, wie sie uns in Novellen wie „*Das Gericht des Meeres*“ (1943), „*Die Verfemte*“ (1953) und „*Die Frau des Pilatus*“ (1955) begegnen.

Stets war es le Forts Anliegen, „eine(m) geradezu unwiderstehlichen Reiz, gegen den Strom zu schwimmen nachzugeben, Angefochtene zu verteidigen und Beargwöhnnte herauszustreichen.“

Zu Beginn unserer Tagung 2016 machten wir uns im Marburger Literaturarchiv unter der kundigen Leitung von Dr. Horst Renz auf die Suche nach einem „neuen le Fort-Bild“ anhand der dort reichlich vorhandenen biographischen Quellen. Dr. Renz verwies unermüdlich auf die „kaum schätzbaren literarischen Kulturzeugnisse“, deren wissenschaftliche Prüfung hinsichtlich einer „Neubewertung von Selbstaussagen der Dichterin“ im Briefwechsel mit anerkannten Persönlichkeiten ihrer Zeit noch ausstehe.

Zum Thema der „Barmherzigkeit“ spannte Frau Dr. Sabine Eisenreich (Augsburg) den Bogen von der Antike (Platon und die Stoa betrachten sie als „*Krankheit der Seele*“ („*aegritudo animi*“)), über die jüdische Tradition der Barmherzigkeit als einer der „herausragenden Eigenschaften Gottes“ im Kontrast zur gebräuchlichen Talionsformel, welche fordert, dem Täter *Gleiches mit Gleichem* „heimzuzahlen“, bis hin zum Barmherzigkeitsbegriff der

Psalmen, in welchem wir der Auffassung begegnen, „die aus Gottes „Freiheit“ resultierende Barmherzigkeit sei „ungeschuldet“, und dennoch dürfe der Sünder darauf hoffen.“

Die Wiener Germanistin Dr. Gudrun Trausmuth stellte uns das „*Textelement der <Misericordia> bei le Fort*“ vor Augen „unter Einbeziehung narrativer Funktionen und Strategien“.

Gertrud von le Forts Werk – so Trausmuth – beruhe „nicht nur auf mystisch Geschautem“, sondern „verdanke sich auch gestalteter Kontur und Erzähltechnik“. Die „*Misericordia*“ als Handlungselement zeige in le Forts Texten eine „zweifache Wirkungsrichtung“, so dass man von einem „übernatürlichen“ und einem „reflektiven Textelement“ sprechen könne. Als Beispiel gelte die Erzählung „*Die Verfemte*“, in welcher die *Misericordia* der jungen Witwe Anne Elisabeth gegenüber dem feindlichen Soldaten die „Option der Rache transzendiere“ und so der werdenden Mutter neue Lebenskraft verleihe.

Der bemerkenswerte Hinweis Trausmuths auf das „doppelte Erzählen“ le Forts, einerseits als „erzählte Biographie“ und andererseits als „metaphysische Lesart“ wurde exemplifiziert am „dramatischen Scheitern“ ihrer Protagonisten (wie z.B. des Prinzen von Beauvau in der Novelle „*Der Turm der Beständigkeit*“, welcher seine barmherzige Entlassung der gefangenen Protestanten aus dem Turmverlies von *Aigues Mortes* mit dem eigenen Scheitern bezahlt.)

In der Novelle „*Die Frau des Pilatus*“ schliesslich benennt le Fort als „letzte und tiefste Begründung der *Misericordia* ihrer Protagonisten den Übergang des <Bildes Christi> auf ihre „Nächsten“. Die Aussage von Claudia Proculus Sklavin *Praxedis* („*Auch mich hatte der Blick des Gekreuzigten getroffen*“) bedeute, „dass die solchermaßen Getroffenen nun ihrerseits Christus auch im Kreuz nachfolgen.“

Im Nachklang zu diesen Betrachtungen gelang es *Frau Antonie Schneider*, am Flügel begleitet von der japanischen Pianistin *Shihono Higa*, in einer beeindruckenden Lesung dieser Novelle, alle gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse zu vertiefen.

Prof. Hans-Rüdiger Schwab (Münster) zeigte an le Forts hymnischem Zyklus „*Gesang aus den Bergen*“ (1939ff.) und einem liedhaft „*An die Natur*“ (1952) adressierten Doppelgedicht, dass le Forts Lyrik keinesfalls im Schatten ihrer Prosa steht. Er überraschte mit Berichten von „kühnen Kletterpartien“ der „schwindelfreien“ jungen Frau (G. von le Fort!) am Seil und dokumentierte ihre „Einheits- und Unendlichkeitserfahrungen“ und das „Erleben einer heiligen Wirklichkeit“, die le Fort in hymnischem Ton preist und damit gegen die zunehmende naturwissenschaftliche Versachlichung anschreibt.

„Die Hochgebirgs-Natur bewahre hier einen ‚Urlaut‘, etwas ‚Unversehrtes‘, den ‚Mutter-schoß der Dinge“. Es sei die Rede von einem „Erschrecken“, weil einem hier etwas entgegnetritt, das wie die Botschaft eines *mysterium tremendum* trifft, „plötzliches Inne-Werden der Welt, wie sie eigentlich gemeint ist.“

Frau Prof. Gerl-Falkovitz schloss den Reigen der Überlegungen mit dem, was sie als „Grundmotiv“ von le Forts gesamtem Schaffen ausmachte und was die „Geographie, die Epochen, die krisenhaften Umstürze“ allesamt verbinde: „die Liebe, in auffunkelnden Facetten. Dabei handle es sich um die ‚erotische‘, die ‚verzichende‘, die ‚verlassene‘, die ‚erbarmende‘ Liebe und le Fort macht sie größtenteils an Frauen anschaulich: an „Mädchen, Müttern, Großmüttern, Nonnen, Jungfrauen.“

Allerdings müssen solchermaßen Liebende alle „Landschaften der möglichen Rache, der Verzweiflung, der Trostlosigkeit durchqueren, müssen sie durch „Brüche der Enttäuschung“

hindurch und „die lange Wanderung eigener Umwandlung“ antreten. Beispiel hierfür ist Veronika, „Spiegelchen“ genannt, die durch eine „bedrohende Prüfung“ gehen muss, im Wortsinn eines unwirklichen Gangs durch das „schlafende, geisterhafte“ Rom, der eine ungekannte Trostlosigkeit in ihr auslöst.

Im Bild einer „Monstranz von unbegreiflicher Größe“ erkennt Veronika den Baldachin von St. Peter als „Monstranz gegen die Finsternis, als Herz der Welt“...

Da sich 2017 die Gründung unserer le Fort-Gesellschaft zum 35. Male jährt, möchten wir auf *Eleonore de la Chevalerie* verweisen, die seit 1961 die damals 85-jährige G. von le Fort hingebungsvoll betreut, ihre handgeschriebenen Texte entziffert und für den Druck vorbereitet und nach le Forts Tod ihr Werk dem Literaturarchiv in Marbach zugänglich gemacht hatte. Seit 1982 war sie Gründungsmitglied und Vizepräsidentin unserer Gesellschaft.

In Vorbereitung auf die Lektüre der einzelnen Beiträge möchten wir Sie herzlich einladen, le Forts Werke unter diesen Leitgedanken wieder oder neu zu lesen.

Hierfür schlagen wir Ihnen u.a. folgende Novellen vor: *Die Frau des Pilatus / Das Gericht des Meeres / Die Verfemte*.

München, Juli 2017



Elisabeth Kinzbeck

Theologische Grundfragen zum Gedanken der Barmherzigkeit Gottes im Christentum



Ist die Barmherzigkeit eine „Erfindung“ des Christentums? Ein Blick in die Antike zeigt: Platon (400 v.Chr.) und die Stoa betrachteten sie als Krankheit der Seele (*aegritudo animi*), also menschliche Schwäche, denn Mitleid und Barmherzigkeit galten als unvereinbar mit einem Verhalten, das von Vernunft und Gerechtigkeit geprägt ist. Stattdessen sah man damals die Gerechtigkeit als vorrangig an: *sum cuique – Jedem das Seine* – man muss jedem geben, was ihm zusteht, so lautete der Grundsatz.

Das AT, so meint man, sei ein Bericht über einen gerechten, strafenden Gott. „Auge um Auge – Zahn um Zahn“ mit diesem alttestamentlichen Motto scheint vergeltende Gerechtigkeit vorrangig zu sein. Doch bei einem näheren Blick stellt man fest, dass in der jüdischen Tradition die Barmherzigkeit als eine der herausragenden Eigenschaften Gottes vorgestellt wird, denn die sogenannte Talionsformel (von lat. *talio*, „Vergeltung“), wurde immer

wieder als Anweisung an das Opfer oder seine Vertreter falsch verstanden, dem Täter Gleiches mit Gleichem „heimzuzahlen“ bzw. sein Vergehen zu sühnen („wie du mir, so ich dir“). Jedoch widersprechen der biblische Kontext und die jüdische Tradition dieser Auslegung. Nach althergebrachter rabbinischer und überwiegend historisch-kritischer Auffassung verlangte der Grundsatz im öffentlichen Recht „Auge für Auge (...)“ einen angemessenen

Schadensersatz in allen Fällen von Körperverletzung vom Täter, um die im Alten Orient verbreitete Blutrache illegal zu machen und durch eine Verhältnismäßigkeit von Vergehen und Strafe abzulösen, sowie Gleichheit vor dem Gesetz für Männer und Frauen, Arme und Reiche herzustellen. Leitidee war die Wiederherstellung des Rechtsfriedens zwischen Schädiger und Geschädigtem, die Konfliktbewältigung und Verhütung weiterer Gewaltfolgen.

Während der „gnädige“ Gott sich seinem auserwählten Volk immer wieder voll Fürsorge zuwendet, sieht er „barmherzig“ zwar die Sünde, aber er verzeiht sie und bleibt dem Bund mit seinem Volk treu. Dies wird insbesondere bei den Propheten der Exilszeit betont: „Der Herr hat sein Volk getröstet und sich seiner Armen erbarmt. [...] Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, eine Mutter ihren leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergessen würde: ich vergesse dich nicht.“ (Jesaja

49,13.15) und Hosea legt Gott folgende Worte in den Mund: „Als Israel jung war, gewann ich ihn lieb, ich rief meinen Sohn aus Ägypten. Je mehr ich sie rief, desto mehr liefen sie von mir weg. ... Ich war es, der Efraim gehen lehrte, ich nahm ihn auf meine Arme. Sie aber haben nicht erkannt, dass ich sie heilen wollte. Mit menschlichen Fesseln zog ich sie an mich, mit den Ketten der Liebe. Ich war da für sie wie die (Eltern), die den Säugling an ihre Wangen heben. Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen ... Mein Volk verharrt in der Treulosigkeit; sie rufen zu Baal, doch er hilft ihnen nicht auf. Wie könnte ich dich preisgeben, Efraim, wie dich aufgeben, Israel? ... Mein Herz wendet sich gegen mich, mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch“ (Hos 11,1-9).

Gott ließ sich auch von Abraham herunterhandeln, als es um die Vernichtung der Menschen in Sodom ging. Die Schrecklichkeit ihrer Sünden schrie zum Himmel. Er hatte den Tod dieser bösen und zügellosen Menschen bereits beschlossen. Abraham nahm harte Verhandlungen auf. Erstaunlich dabei: Abraham hatte nicht einmal halbwegs taugliche Argumente, er konnte lediglich die Frage stellen, ob es Gott Recht sei, Schuldige mit Unschuldigen zu vernichten. Und tatsächlich gelang es ihm trotzdem, Gott sechsmal herunter zu handeln, von 50 auf 45, 40, 30, 20 und schließlich auf 10 (vgl. Ex 18, 23-32).

In den Psalmen wird Gottes Barmherzigkeit gepriesen, die aus seiner Freiheit kommt, ungeschuldet ist und dennoch darf der Sünder darauf hoffen (vgl. Ps 51; 130). Deshalb gilt auch die Forderung der Barmherzigkeit an den Menschen: „Es ist gut, zu beten und zu fasten, barmherzig und gerecht zu sein.“ (Tobit 12,8)

Barmherzigkeit wird im AT durch zwei verschiedene Begriffe ausgedrückt: Zum einen

durch das Verb „chanan“ – Gunst zeigen, das nur ganz selten verwendet wird, und außerdem durch das Wort „rächäm“, das als Verb „zärtlich lieben“, „barmherzig sein“ und als Substantiv „Erbarmen“, „Mutterleib“, „Eingeweide“ (als Sitz des Mitgefühls) beschreibt.

Diese Vorstellung vom barmherzigen Gott setzt sich im Neuen Testament fort. Zunächst und zuerst ist Barmherzigkeit keine natürliche Eigenschaft des Menschen, sondern eine Eigenschaft Gottes, die der Mensch einerseits als himmlisches Motiv durch die ihm innewohnende Gottesliebe besitzt und die ihm andererseits in höherer Form und unerschöpflich durch Gott zuteil wird.

Der barmherzige Gott wird deutlich nicht nur im Gleichnis vom verlorenen Schaf (vgl. Mt 18,12f; Lk 15,4-6), sondern auch im Gleichnis vom verlorenen Sohn (vgl. Lk 15,11–32), das vom unendlich großzügigen und jederzeit vergebungsbereiten „Vater“ spricht und damit zur Kenntnis bringt, was Barmherzigkeit bedeuten kann: Eine irdisch unverdiente, aber himmlisch großzügige Zuwendung in bedingungsloser Liebe. Die Berufung des Zöllners, die Speisung der Fünftausend, die Aufforderung zur Feindesliebe, die Berichte von Heilungen, Totenerweckungen, die Begegnung Jesu mit der Ehebrecherin – das sind Texte, die uns wohlbekannt sind und die alle die Botschaft von Gottes unendlicher Barmherzigkeit verkünden.

Der Apostel Paulus betont immer wieder die Abhängigkeit des sündigen Menschen bzw. des Christen von der Vergebung Gottes in dessen unendlicher Barmherzigkeit. Aus Barmherzigkeit rettet Gott die Menschen aus der Verstrickung in ihre Schuld (z. B. Eph 2,4-5), entweder, weil sie ehrliche Reue gezeigt und Buße geleistet oder weil sie zur Umkehr gekommen sind und Gutes getan haben.

Dass die Barmherzigkeit Gottes ein entsprechendes Handeln des Menschen fordert,

wird nicht nur in der Bergpredigt, dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, sondern auch an Texten wie diesem deutlich: „Da trat Petrus zu ihm und fragte: Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben, wenn er sich gegen mich versündigt? Siebenmal? Jesus sagte zu ihm: Nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal.“ (Mt 18,21f)

Diese Botschaft setzen die Kirchenväter fort, die in diesem Sinne die Erziehung des Menschen betreiben. Und nach Thomas von Aquin ist im äußeren Bereich die Barmherzigkeit die größte aller Tugenden: „An sich ist die Barmherzigkeit die größte der Tugenden. Denn es gehört zum Erbarmen, dass es sich auf die anderen ergießt und – was mehr ist – der Schwäche der anderen aufhilft; und das gerade ist Sache des Höherstehenden. Deshalb wird das Erbarmen gerade Gott als Wesensmerkmal zuerkannt; und es heißt, dass darin am meisten seine Allmacht offenbar wird“ (S. Th. II-II, q. 30, a. 4). Barmherzigkeit ist darüber hinaus Grundlage für die mittelalterliche Wohlfahrtspflege. Seit damals zählt man in Anlehnung an die Barmherzigkeit Gottes die Sieben Werke der Barmherzigkeit auf, die den Sieben Todsünden (Stolz, Neid, Zorn, Geiz, Unmäßigkeit, Unkeuschheit und eben Trägheit des Herzens) gegenübergestellt werden. Nach der Lehre der römisch-katholischen Kirche empfangen die Gläubigen die Werke der Barmherzigkeit durch den Heiligen Geist.

Das „Jahr der Barmherzigkeit“ begann am 50. Jahrestag seit dem Ende des Konzils. Der Blick zurück zur Rede von Papst Johannes XXIII. anlässlich der Eröffnung des 2. Vatikanischen Konzils am 11. Oktober 1962 bringt einen neuen Aspekt zum Thema: „Heute dagegen möchte die Braut Christi lieber das Heilmittel der Barmherzigkeit anwenden als die Waffe der Strenge erheben [...] Die katholische Kirche, während sie durch dieses ökumenische Konzil die Leuchte der katholischen Glaubenswahr-

heit hoch hält, will sich damit als eine sehr liebevolle, gütige und geduldige Mutter aller erweisen, voller Erbarmung und mit Wohlwollen für ihre Kinder, die von ihr getrennt sind“.

Damit ist die Geschichte der Barmherzigkeit im Christentum jedoch noch nicht am Ende. Die zweite Enzyklika Papst Johannes Pauls II. „*Dives in misericordia*“ („reich an Erbarmen“) aus dem Jahre 1980 nimmt die Barmherzigkeit und die daraus resultierende Gerechtigkeit Gottes in den Blick. Jesus Christus wird als Inkarnation des Erbarmens bezeichnet: „Christus gibt der gesamten alttestamentlichen Tradition vom göttlichen Erbarmen eine endgültige Bedeutung. Er spricht nicht nur vom Erbarmen und erklärt es mit Hilfe von Gleichnissen und Parabeln, er ist vor allem selbst eine Verkörperung des Erbarmens, stellt es in seiner Person dar. Er selbst ist in gewissem Sinne das Erbarmen. Für den, der es in ihm sieht – und in ihm findet –, wird Gott in besonderer Weise »sichtbar« als Vater, »der voll Erbarmen ist.“ Das Erbarmen werde gerade in Kreuz und Auferstehung offenbar.

Der Papst aus Krakau förderte das geistliche Vermächtnis und die Verehrung Sr. Faustynas, die am 30. April 2000, dem ersten offiziellen Barmherzigkeitssonntag, heiliggesprochen wurde.

Die neue Bezeichnung des Sonntags nach Ostern wurde von Papst Johannes Paul II. im Jahr 2000 für die ganze Kirche eingeführt. Er sah darin eine wichtige Botschaft für das eben begonnene neue Jahrtausend.

Papst Benedikt XVI. forderte die Menschen angesichts der tragischen Ereignisse des 11. September 2001 auf zu glauben, dass die Barmherzigkeit Gottes stärker als alles Böse ist, und rückte Maria, die Mutter der Barmherzigkeit, ins Blickfeld (vgl. Angelus, 16. September 2007).

Und in seinem Apostolischen Schreiben „*Evangelii Gaudium*“ vom 26. November 2013

betonte Papst Franziskus den Vorrang der Barmherzigkeit beim kirchlichen Handeln. Wir alle sollen „Zeichen der geduligen und barmherzigen Liebe Gottes werden“ (Ansprache 28.11.2015).

Gilt also Gnade vor Recht? Ja, meint unser jetziger Papst: „Wie viel Unrecht wird Gott und seiner Gnade getan, wenn man vor allem

behauptet, dass die Sünden durch sein Gericht bestraft werden, anstatt allem voranzustellen, dass sie von seiner Barmherzigkeit vergeben werden ... Wir müssen die Barmherzigkeit dem Gericht voranstellen, und in jedem Fall wird das Gericht Gottes immer im Licht seiner Barmherzigkeit stehen.“

(Predigt am 8.12.2015)

■ *Gudrun Trausmuth*

„Das Textelement der Misericordia bei le Fort: narrative Funktionen und Strategien“

Das Thema impliziert den Versuch eines Nachweises, dass le Forts Werk nicht nur auf mystisch Geschautem beruht, sondern sich auch gestalteter Kontur und Erzähltechnik verdankt: es hält einem narrativen Blickwinkel stand.

Die Misericordia als Handlungselement zeigt in le Forts Texten eine zweifache Wirkungsrichtung, denn ihr Effekt betrifft nicht nur denjenigen, der sie empfängt, sondern vor allem denjenigen, der sie übt, so dass man von einem übernatürlichen, und gleichermaßen – übertragen auf die Ebene des Erzähltechnischen – von einem reflexiven Textelement sprechen kann: In der Erzählung „Die Verfemte“ etwa, transzendiert die Misericordia der jungen Witwe Anne Elisabeth gegenüber dem jungen feindlichen Soldaten die – menschlich gesehen verständliche – Option der Rache, und schenkt dadurch dem gelähmten Herz der schwangeren Frau neue Lebenskraft.



Zugleich erweist sich der Akt der Barmherzigkeit in seinen Folgen als Ausgangspunkt einer komplexen und zentralen narrativen Technik der Autorin, dem „*doppelten Erzählen*“ le Forts. Die beiden Handlungsstränge, die das „*doppelte Erzählen*“ formen, sind einerseits die erzählte Biographie, und andererseits

die metaphysische Lesart eben dieser. Ausgerechnet die Wirkung der *Misericordia* nämlich, ist bei le Fort konsequent das, was ihre Protagonisten äußerlich, im Hinblick auf den weiteren Verlauf ihres Schicksals, dramatisch scheitern lässt: Als Beispiel unter vielen sei nur „Der Turm der Beständigkeit“ (1957) genannt: Der Prinz von Beauvau entlässt, ohne die unabdingbare königliche Vollmacht, die protestantischen Gefangenen des Turmes von Aigues-Mortes, und diese barmherzige Tat hat für den Prinzen tragische Folgen auf allen denkbaren Ebenen. – Was den Barmherzigen in le Forts erzählter Welt an Unverständnis, Bedrohung, Ächtung, Niederlage oder Tod widerfährt, ist zunächst ein entsetzliches Schicksal. Was aber le Fort auf einer tieferen semantischen Ebene – gleichsam ins Übernatürliche ausholend – als innere Wirkung der Barmherzigkeit erzählt, zieht den Protagonisten (und die Leser) unmittelbar ins Zentrum der christlichen Botschaft: unters Kreuz. Die menschliche *Misericordia* vereinigt sich mit jener Christi, welche bei le Fort der direkte Bezug jeder menschlichen Barmherzigkeit ist: Die letzte und tiefste Begründung der *Misericordia* ihrer Protagonisten ist, dass der Blick Christi auf den Nächsten übernommen wird: Wenn in „Die Frau des Pilatus“ Claudia Proculus Sklavin Praxedis schreibt „... *Auch mich hatte der Blick des Gekreuzigten getroffen*“, so bedeutet dies bei le Fort, dass die solchermaßen Getroffenen nun ihrerseits „Kinder des Erbarmens“ (vgl. „Der Turm der Beständigkeit“) werden, und Christus auch im Kreuz nachfolgen: Claudia Procula nimmt ihren Märtyrertod im Kolosseum bewusst und als Sühne für ihren Mann auf sich und sieht diese Möglichkeit ganz unmittelbar als Ausdruck des Erbarmens Christi: „*dem Erbarmen Christi kann niemand entrinnen*“ schreibt die Frau des Pilatus in ihrem letzten Brief aus dem Kolosseum.

Eine fast gewaltsame Wirkung der *Misericordia* präsentiert sich mit einer weiteren, für le Fort typischen Textstrategie, der *Arbeit mit diametralen Gegensätzen*. Dies lässt sich besonders klar an der Erzählung „Die Consolata“ aufzeigen: Der Tyrann Ansedio wird durch das Psalmodieren der Bruderschaft der Consolata zu Fall gebracht. Die Veränderung durch den verwandelnden Blick der *Misericordia* passiert von einem Satz auf den anderen, als weiche der täuschende Nebel der Sonne und alles erscheine im „rechten Licht“: „*dieser Vermessene dort an der Tafel – dieser Vermessene war ja plötzlich gar nicht mehr vorhanden, sondern vorhanden war der, den die Consolata angesprochen hatte, vorhanden war eine armselige Kreatur, die wie allen andern sterben und verderben kann, ein zum Tode Verurteilter, der inne geworden ist, dass er nichts mehr bedeutet, als einen Gegenstand des letzten Erbarmens.*“ Unter der letzten Perspektive des göttlichen Blicks werden alle Erscheinungen menschlicher Macht und Ohnmacht an den ihnen endgültig gebührenden Platz gestellt. Syntaktisch und morphologisch geschieht die Feststellung der Veränderung, in einem einzigen Satz (vgl. oben). Das Handhaben einander entgegengesetzter Begriffe zur Beschreibung der aus der göttlichen Perspektive betrachteten Wirklichkeit, setzt sich in der Rede des Vorstehers dem Tyrannen gegenüber fort, in welcher Ansedio seinen Nimbus der Unantastbarkeit verliert und als erbarmenswürdig und schuldbeladen dargestellt wird. Dann allerdings wird die Perspektive im Duktus des Gegensatzes noch einmal radikal gewendet, wenn Ansedio nach einer kühnen Klimax von sich steigernden Gegensätzen schließlich als „*gewaltigster Bußprediger, den diese Stadt jemals gekannt hat*“, bezeichnet wird und so plötzlich seinen Untaten eine Art positiver Wirkung zugestanden wird. Mit einem Gegenüber einanderstellen – und schichten von Begriffen

schält le Fort ihre Logik der Misericordia heraus: Nur der radikale Gegensatz als Textstrategie vermag die radikale Umwertung in ihrer kühnen Referenz auf die metaphysische Perspektive zu fassen. Die narrative Technik spiegelt auch formal gleichsam die Perspektive des Absoluten, wenn die Gegenpole des semantischen Spektrums in ihrem Zusammengepresstwerden, Sinn hervorbringen.

Eine weitere Textstrategie in Zusammenhang mit dem Element der Misericordia ist le Forts *narrative Arbeit mit der Analogie*: einem erzähltechnischen Weg, der über Variation eines Motivs zunächst in einen Vergleich und schließlich zur kühnen Gleichsetzung seiner Komponenten führt. Beispielhaft sei diese grundlegende Technik an einer Passage aus „Die Verfemte“ angeführt: Heißt es bereits im ersten Wahrnehmen des feindlichen jungen Soldaten durch die Witwe: „Wie ein Schwer-

verwundeter lag er da, unmächtig seiner selbst, im Schläfe hilflos wie ein Kind, fast so hilflos wie das Kind, das unter dem Herzen der Frau schlief“, so verdichtet und konkretisiert sich die bereits im Vergleich erfolgende Übereinanderlegung von fremdem Soldat und ungeborenem Kind in einer Gleichsetzung, die das barmherzige Handeln Anna Elisabeths erst motiviert und in der Witwe rechtfertigt: „*Stina als Begleiterin des Schweden hätte dieser Schrei nichts ausgemacht, sie hätte sich daran erfreut und erquickt. Denn Stina trug kein Kind unter dem Herzen, aber sie trug ein solches – oder trug sie wirklich nur eins? Waren ihr nicht zweie anvertraut? Das Leben ihres Kindes hing am Leben dieses Schweden, und wie jener sie als Mutter angerufen hatte, so rief jetzt gleichsam ihr Kind die Mutter in ihr für den Schweden an.*“

*Nur Lauschende oder Singende verstehn deine Botschaft,
Du adlig-bescheidne, die nicht Prophetin sein will –
wie bist du Prophetin!
Denn alles liebst du ja schon gleich einer Erlösten:
Die Blumen, die Tiere,
Quellen und Ströme, die blauen Wiesen des Himmels
und die grünen der Erde,
Die ganze Schöpfung, die zur Verklärung bestimmte,
Verklärst du vorauf im Gesang!*

Lob der Muse

„Seele der Schöpfung“ und „mütterliche Weltvernunft“. Gertrud von le Forts Naturlyrik.



Mit Ausnahme vielleicht der „Hymnen an die Kirche“ steht Gertrud von le Forts Lyrik seit jeher im Schatten ihrer Prosa. Diese Hintersetzung hat sie nicht verdient. Analysen ihrer Gedichte, die präzise jeden Vers und jeden Ausdruck wägen, können dies beispielhaft verdeutlichen. Der hymnische Zyklus *Gesang aus den Bergen* (1939ff.) und ein liedhaft *An die Natur* (1952) adressiertes Doppelgedicht etwa. Sie haben einen Bereich gemeinsam, der innerhalb des Themenspektrums der Autorin kaum Aufmerksamkeit findet. Der ausführliche Nachweis, mit welcher Stringenz Gertrud von le Fort beide Texte organisiert, wie bewusst sie ihre künstlerischen Mittel einsetzt und wie komplex ihr gestalterischer Bezugsrahmen unterfüttert ist, muss an dieser Stelle notgedrungen durch kompakte Hinweise ersetzt werden.

Eine lebensgeschichtlich weit zurück reichende Erfahrungssubstanz (bis zu den

„kühnen Kletterpartien“ der „schwindelfreien“ jungen Frau am Seil), ihre Einheits- und Unendlichkeitserfahrungen, das Erleben einer heiligen Wirklichkeit, die sich im preisenden Ton spiegelt, der gegen zunehmende naturwissenschaftliche Versachlichung die Erhabenheit der Natur aufruft: im *Gesang aus den Bergen* kreuzen sie sich mit existenziellen Dimensionen von „Grenze“ und „Ausgesetzt“-Sein, mit dem Beginn einer alle Vorstellungen überschreitenden, die „Herrlichkeit“ Gottes erahnbar machenden Art des Sehens, mit Leiden auch an und Distanz von den zeitgenössischen Verhältnissen in Deutschland.

Die Hochgebirgs-Natur bewahrt hier einen „Urlaut“, etwas Unversehrtes, den „Mutter-schoß der Dinge“. Inmitten gegenweltlicher Gemeinschaft der anderen „brüderlichen [Mit-]Geschöpfe“, die so anders sind als die eigene Art – „Hinabgeliebt“ in deren „Demut“ – verharrt das aufsteigende lyrische Ich dem Initianten gleich in einem „Geheimnis“. Etwas anderes noch bringt der Blick eines Rehs zutage: „erschreckend sanft, / Als dämmre im lieblichen Tier / Die versunkene Seele der Schöpfung.“ Wieso aber sollte man vor der Sanftheit erschrecken? Doch nur deshalb, weil man sie in dieser Zeit nicht (oder nicht mehr) gewohnt ist, mehr noch: weil einem hier etwas entgegentritt, das wie die Botschaft eines *mysterium tremendum* trifft, plötzliches Inne-Werden der Welt, wie sie eigentlich gemeint ist. Als makellos spiegelt sie sich in diesen Augen, voller Ehrfurcht und jenseits aller Gewalt. Die

alte Denkfigur von einer „Weltseele“ entfaltet sich, welche in der Natur zum Vor-Schein kommt, die gleichsam ihr Leib ist, nicht monistisch gedacht jedoch, sondern auf Gott ausgerichtet, im theozentrischen Sinn dieser Kreaturen, den der Mensch für sich selbst inne-werden muss.

Fluchtpunkt der letzten Strophe ist die Reflexion darauf, dass „die Erde“ nicht „für meinesgleichen erschaffen“ wurde. Einerseits besagt derlei, dass der Mensch, als Transzendenz-offenes Wesen, in ihr kein dauerndes Genügen findet. Zum anderen jedoch gilt es, ein Bewusstsein für unsere Situation des Mit-Lebens zu entwickeln. Gertrud von le Fort hat dabei keineswegs in erster Linie Praktisch-Ökologisches im Sinn – obwohl solche Ausrichtungen ihr früher als anderen keineswegs fremd waren. 1949 bereits schloss sie sich dem regionalen „Naturschutzkampf“ ihres Schriftsteller-Freundes Arthur Maximilian Miller an und verbindet dies mit intensivierter Skepsis gegenüber dem Herrschaftsinstrument Technik. Worum es bei der abschließenden Anrufung des „Gesangs“ nicht zum Geringsten geht, ist die Dämpfung eines Größenwahns, der sich selbst zum zentralen Wesen des Kosmos setzt und die Erde als seinen Besitz betrachtet. Nur sofern der Mensch sich angesichts *sub specie Dei* zu relativieren weiß, kann ihm eine *restitutio ad integrum* – ja, mehr als solche Unversehrtheit – zuteilwerden.

Tatsächlich aber ist er der Unruhestifter jener Seinsordnung, von der die erhabene Natur Kunde zu geben vermag. Wie sich Gertrud von le Forts aktuelle Kritik daran im Nachkriegsjahrzehnt verstärkt, zeigt *An die Natur* mit besonderer Dringlichkeit. Des umarmenden Schutzes bedarf hier der menschliche Lebensraum, einer bergenden Geste. Die Initiative dazu aber vermag nur von dem auszugehen, was weiblich identifiziert wird,

als „[g]roße, mütterliche Allnatur“, der das Erbarmen als Prinzip eingestiftet zu sein scheint.

Gertrud von le Fort schließt diesen Begriff nicht an die verbreitete pantheistische Konnotation an, sondern zielt auf anderes: Im Akt der All-Verbindung des liebenden und erkennenden Ich mit der Natur eröffnet sich die Erfahrung eines Ganzen. Wie schon im Schlussmotiv des *Gesang(s) aus den Bergen* lädt sie es zeitkritisch auf, mit Stoßrichtung gegen jenen Anthropozentrismus, der sich in der Moderne nicht nur verstärkt und beschleunigt, sondern – wie ihr Lehrer Ernst Troeltsch schrieb – als „Selbstvergötterung“ nachgerade zu deren Grundlagen zählt.

Eben diese Dynamik führt die Gegenwart an den Rand einer drohenden Katastrophe. Der Mensch nämlich hat die Natur geschändet, er hat ihr „Kräfte [...] entrissen“, die sich nun, bis zu seiner Vernichtung, gegen ihn selbst zu wenden vermögen. Worauf Gertrud von le Fort anspielt, ist die Kernspaltung, auf der die Wirkung der Nuklearwaffen beruht. Der Negativität des Menschen aber sind immer schon Grenzen gesetzt. Das ist die Gewissheit, welche der zweite Teil des Gedichts expliziert, unter dem Vorzeichen „mütterliche[r] Weltvernunft“, eines den Kosmos durchwaltenden und ordnenden Prinzips.

Originell ist Gertrud von le Forts Verbindung der aus dem griechischen Denken bekannten metaphysischen Instanz mit der Sphäre des Mütterlichen. Damit rückt sie in die Nähe zu jenem „mysterium caritatis“, welches der Autorin zufolge das weibliche Wesen kennzeichnet. Das (nicht biologisch, vielmehr geistig besetzte!) Mütterlichkeits-Motiv bei ihr geht stets mit der Verwerfung jener „einseitigen und übersteigerten Männlichkeit“ einher, welche die bedrohliche „Lage“ der Gegenwart „weithin verschuldet[e]“.

Diese in der „mütterlichen Allnatur“, der „mütterlichen Welt“ angelegte „mütterliche Weltvernunft“ also (wie die dreifache Nennung im Gedicht lautet), ihren Einzelwesen helfend, sie schützend, ihnen Wärme und Liebe schenkend, zugleich aber auch den Menschen auf eine Lebensordnung verpflichtender Logos, sie bleibt nicht nur „heil“ – so ihr von den kulturellen Eliten der Zeit in seiner Tiefenbedeutung arg missverständlicher Begriff –, sondern wird sich gegen alle Selbstgefährdungen des Menschen schließlich durchsetzen. Gertrud von le Fort beschwört hier eine Geschichtsutopie. Im

Einbruch des mit der Natur verbündeten Geistes vollzieht sich die Befreiung von der Destruktivität. Am Ende der Verse steht folgerichtig eine Apotheose dieser Natur, die nicht Gott selbst ist, wohl aber mit dessen Vollmacht begabt, als „die göttlich eingesetzte/ Mächtige Tochter [!] des Allmächtigen“.

In seiner Komplexität vermag Gertrud von le Forts lyrischer Naturdiskurs zweifellos von verschiedenen Seiten die Reflexion sehr gegenwärtiger Problemstellungen noch provokativ zu bereichern.

Lesung der Novelle

Mit der Novelle „Die Frau des Pilatus“ war Gertrud von le Fort 1955 (in bereits fortgeschrittenem Alter!) eine „Meistererzählung“ gelungen, deren historische Grundlage die im Matthäusevangelium (Mt.27,19) berichtete Begegnung des dornengekrönten Jesus mit seinem Richter Pontius Pilatus ist. Augenzeuge dieser Szene ist Praxedis, die ehemalige griechische Lieblingsklavin von Pilatus' Frau Claudia Procula. Aus dem Blickwinkel der Sklavin teilen und erleben wir den

„Moment des Angesehenwerdens und Getroffen-werdens“, und erfahren, „dass der Blick jenes unschuldig Verurteilten sie für immer verwundet und verwandelt hatte.“

Frau Antonie Schneider hat es mit Bravour verstanden, durch ihre einfühlsame Lesung diesen faszinierenden Text zur Sprache und damit zum Leben zu erwecken. Begleitet wurde sie kongenial von der japanischen Pianistin Shihono Higa.



Die Passion der Gnade. Ein Grundmotiv Gertrud von le Forts



Die angefochtene Liebe

Erich Przywara (1889 Kattowitz-1972Hagen/Murnau), der Jesuit und große Vermittler zwischen Literatur und Theologie,

hatte in dem umfangreichen Nachkriegswerk *Humanitas. Der Mensch gestern und morgen* (1952) auf die ungewöhnliche Breite an Geschichte, Geographie und Charakteren in le Forts Werk aufmerksam gemacht.¹ Tatsächlich fällt an le Fort das Übernationale, teilweise auch Überkonfessionelle ihrer Figuren auf: Zwischen dem Italien der Renaissance und dem hugenottischen Frankreich, den spanischen Niederlanden und dem heimatlichen Mecklenburg, dem Dreißigjährigen Krieg in Sachsen-Anhalt, dem zeitgenössischen Rom und Heidelberg spannt sich der Kreis der Handelnden, und ihr Bekenntnis ist überwiegend katholisch, aber auch hugenottisch und protestantisch, ja agnostisch wie bei der Großmutter Veronikas und bei Enzo im *Römischen Brunnen*. Tatsächlich also ein weiter, abendländischer Radius. Was aber verbindet die Geographie, die Epochen, die krisenhaften Umstürze?

Das Thema fast aller Erzählungen und Romane Gertrud von le Forts ist rasch erfasst: die Liebe, in auffunkelnden Facetten. Es ist die erotische, die verzichtende, die verlassene, die erbarmende Liebe, und le Fort macht sie an Frauen anschaulich: an Mädchen, Müttern,

Großmüttern, Nonnen, Jungfrauen. Überwiegend an Frauen, aber nicht nur: In der *Magdeburgischen Hochzeit* ist Träger der allerbarmenden Liebe ein Mann, der verratene Bräutigam Willigis Ahlemann, der die geschändete, treulose Braut Erdmuth an sich nimmt; in der *Consolata* ist es die männliche Bruderschaft, die den Tyrannen gegen die mordlustige Menge tröstend in den Tod begleitet.

Bevor solche Liebenden aber alle Selbstliebe, allen Selbstschutz überwinden, müssen sie die Landschaften der Dämonen durchqueren: Landschaften der möglichen Rache, der Verzweiflung, der Trostlosigkeit, müssen sie durch Brüche der Enttäuschung hindurch – müssen sie die lange Wanderung eigener Umwandlung antreten. Wohin führt die Umwandlung, wie und durch welche Kraft wirft sich das Herz herum?

Passion der Verlassenheit

Gerade die kindliche Hingabe des „Spiegels“ Veronika muss durch eine bedrohende Prüfung gehen, im Wortsinn einer Wanderung. An einer Schlüsselstelle des *Römischen Brunnen* werden das Heidnische und das Christliche nacheinander begangen; Veronika, noch ungetauft, betritt mit dem Freund das nächtliche Kolosseum. Enzo, deutsch-national gesinnter Agnostiker, sieht in der Wiederkehr einer machtvollen, im Kolosseum aufragenden Antike die geistige Zukunft – gegen das Christentum. Veronika jedoch erfährt am Ort der riesenhaften Ruine eine unendliche Trostlosigkeit – diese dauert noch fort, ja, vertieft sich in einem unwirklichen Gang durch die

schlafende, geisterhafte Stadt. Le Fort gelingt darin ein unvergleichliches Porträt eines welteinschließenden, allem Bösen und Guten ausgelieferten Rom. „Wir gingen tief im Geschweige dieser stillen, schwarzen Materie. Von Zeit zu Zeit tauchten, phantastischen Riffen oder Gewächsen gleich, großartige Paläste und Kirchen auf, Portale von schwerer und zugleich überfließender Pracht, wie zusammengeauscht aus dieser dunklen, wogenden Weltmasse. (...) Gleich großen, mattfarbenen Seesternen schwammen die schönen, mondbeglänzten Plätze an uns vorüber, einsam wie Tote, besprüht vom nächtlichen Schwall der Fontänen, als entfließen sie bereits in das unergründliche Ganze.“²

Veronika wird hineingezogen in ein „einziges, grandioses Spiel der Wildnis in sich selber“; die Wanderer gehen schweigend „mit dem großen, dumpfen Bewußtsein oder Unbewußtsein dieser schönen, wilden schauerlichen Welttiefe“³. Da springt in die blinden Augen ein unerwartetes Licht: „Aber plötzlich war es, als würde das dunkle Geström, in das wir verspült waren, von einem Pfeil durchbohrt und stünde still: etwas Strahlenhaftes drang in meine Augen. Eine Monstranz von unbegreiflicher Größe stand wie die Vision eines riesigen Sternes, mitten aus der Nacht emporgestiegen, vor uns. (...) Dann erkannte ich, daß der ungeheure Umfang der Monstranz durch einen Altar gebildet wurde, der, mit Hunderten von Kerzen ihre Umstrahlung fortsetzend, wie ein Feuerherd in einer großen, einsamen Kirche brannte. Ihre Gewölbe schwangen sich ins schier Unermeßliche empor, schattenerfüllt, aber doch voll Festigkeit und Gewißheit. – Plötzlich erkannte ich den Baldachin St. Peters. In diesem Augenblick blitzte ein Gefühl in mir auf, als wäre ich durch die ganze Welt gegangen und stünde nun vor ihrem innersten Herzen.“⁴

Der Petersdom als Monstranz gegen die Finsternis, als Herz der Welt, als Überwindung

und Erlösung alles Heidnischen – diese Stelle hat noch Edith Stein beim Lesen tief berührt.

Gertrud von le Fort, die damit möglicherweise ein eigenes Erleben beschreibt, fügt danach den Eindruck der Trauermette am Karfreitag in St. Peter hinzu, in deren Mitte die unendlich rührende, wiederholte, eintönige Bitte schwebt: „Jerusalem, Jerusalem, convertere ad Dominum Deum tuum.“⁵ Diese Bitte scheint aus einem ungreifbaren Überall in den Raum der Kirche einzudringen, als „Flügelschlag eines unendlichen Schmerzes von Einsamkeit zu Einsamkeit empor bis in die höchsten Fernen der Kuppel“⁶. St. Peter ist in diesem Blick der Welt-Ort, wo das Leid Gottes ausgetragen wird, wo sich Welt-Stunde entscheidet: ist Mitte der verlorenen, niemals von Gott aufgegebenen, unter Martern heimgehaltenen Welt.

Passion der Liebe, Passion der Gnade

In dieser gottgewirkten Trauer ist jedoch der Eros als *Movens* eingebunden. Die Gestalten der (Selbst-)Opferung und der Verlassenheit sind ja Liebende. Es ist Eros selbst, der sich zur äußersten Passion, ja, zum Tode ausstreckt. Nach Przywara erreicht le Fort ihre „tiefste Schöpfung“⁷ in der Novelle *Plus ultra*, welcher er *Das Gericht des Meeres* gleichstellt, worin nicht mehr die ausgleichende Rache flutet, sondern das „Meer der unendlichen Liebe, – die gewiß Sühne forderte, aber darum Sich Selbst zur Sühne gibt“⁸.

Hier sind die Themen vereint, die in ihren reichen Wandlungen heißen: die Versuchung zur bloßen Selbstliebe oder gar zur Rache (so auch bei Willigis Ahlemann); die Antwort auf die unendliche Liebe in Gestalt eigener kindlicher, gelöster, rückhaltloser, dabei unheroischer Liebe; die dennoch mitlaufende fürchterliche Angst in der Nacht, die haltlose Verlassenheit und ekstatische Ver-nichtung.

Aber gerade im Zeichnen der großen Liebe, das heißt: der in die Vernichtung abstürzenden Liebe kommt es zu einer für le Fort typischen Umkehrung. Denn darin erfolgt der Durchbruch des göttlichen Eros – freilich als „Mysterium verborgen unter seinem Gegenteil, wie es Luther vom Christlichen Mysterium sagt“⁹. Dieses abgründige Mysterium ist bei le Fort in *Plus ultra* erreicht, geformt in den Satz: „Es gibt nur Eine Liebe, die stammt vom Himmel, auch wenn diese Welt sie irdisch nennt.“¹⁰ Solche Liebe ist und darf sein erotisch, wie sich an der fast unzählbaren Arabella zeigt und wie Spiegelchen sie fast bis zur Todeserfahrung im Heidelberger Zusammenbruch erlebt, und wie Anne de Vitré den Tod tatsächlich aus grundlosem Erbarmen annimmt. Ja, es ist nicht sinnvoll, zwischen erotisch-irdischer und göttlicher Liebe zu unterscheiden: so die Erfahrung Arabellas, die ihr künftiges Nonnendasein auf einem Höhepunkt erotischer Verdichtung antritt.

Dass die Liebe solches leisten kann, ist Gnade. Gnade ist Gabe, Gabe des großen Gebers, Selbstopferung des Gebers in der Stunde der Nacht. Es gehört zur Größe le Forts, in der Nächtigkeit der Zeit, im Zersplittern aller Hoffnung, im Zerstören des Gottesbildes selbst das Aufblitzen des neuen Anfangs zu erkennen. Eben darin witterte Przywara den Kern ihrer Dichtung. Er heißt: Untergang als Sieg, rückhaltloses Erbarmen im Opfer, Hochzeit in der Nacht des Kreuzes, Selbstverschwendung ohne Gegengabe, Hingabe als Grundgestalt des Menschlichen, absolute Verfügbarkeit und Gehorsam, Liebe als tiefste, gleichsam rettungslose Gotteserfahrung.

Erst wenn diese Wahrheit, ja schon dieses Begreifen und Aussagen der Wahrheit verlorengeht, geht der Untergang tatsächlich nur noch unter: „...daß man mit der Aufopferung Gottes auch die Welt opfert, daß der Verrat an der Religion den Verrat an der Kultur nach sich

zieht, nach sich ziehen muß. Die abendländische Kultur wird genau so lange leben wie die abendländische Religion lebt. Wenn diese stürzt, so stürzt jene nach, das ist das einzige Zeugnis, das sie dann noch abzulegen vermag, und dieses Zeugnis wird sie ablegen, vielleicht schon sehr bald. Wie ein fallender Baum wird sie im Sturz die Wurzeln bloßlegen, aus denen sie ihre Kraft zog – ihr Sturz wird jede Täuschung über ihre Wurzeln widerlegen.“¹¹

Bis zu dieser äußersten Möglichkeit der Vergessenheit Gottes gilt aber das Zeugnis des auslegenden Wortes, das in der Passion immer noch Gnade erkennen kann. Die *Consolata*, geschrieben und versteckt 1943, veröffentlicht 1947, endet mit einer der Umwandlungen des Schreckens in Gnade – vielleicht für den Verbrecher, sicher aber für die in den Untergang Hineingezogenen. Der Vorsteher der Bruderschaft tritt in der letzten Stunde, als die Menge draußen schon mordlustig heult, an den Tyrannen Ansedio heran: „Gott hat viele deiner Untaten in Segen verwandelt. Wir haben die letzten Seufzer deiner Opfer gehört: nicht alle fluchten dir, manche haben sich an dir vollendet. Einige haben dir im Sterben verziehen, andere haben für dich gebetet, einer hat sein ganzes Leiden deiner armen Seele aufgeopfert. Du hast, ohne es zu wollen, viele Herzen geläutert. Unzählige haben an deiner Ungerechtigkeit erst die Gerechtigkeit lieben gelernt. Unzählige sind an deiner Unbarmherzigkeit barmherziger geworden. Niemals wurde Wahrheit hier so sehnsüchtig geliebt, als da du sie mit Füßen tratetest. Du warst der gewaltigste Bußprediger, den diese Stadt jemals vernommen hat (...) Alle edlen Seelen haben längst an ihre eigene Brust geschlagen: auch die Stolzesten von ihnen sind an dir demütig geworden, auch die Stärksten haben eingesehen, daß sie vor dir versagten. Viele, die da wähten, Gott zu fürchten, weinen über ihre Furcht vor deiner Bosheit. Viele, viele weinen, weil sie sich nicht

rein genug erwiesen haben, um dich zu besiegen. Ja, wahrlich, du bist ein gewaltiger Bußprediger gewesen, armer, unbußfertiger Bruder Ansedio.“¹²

Solche Umwertungen erhellen die Landschaft der Theologie. Sie führen in die Richtung der *felix culpa* Augustins, der Schuld, die glücklich ist, weil sie vom Erlöser dennoch in Dienst genommen wurde. Freilich um den Preis der Passion: des Leidens und der Leidenschaft der Gnade.

¹ Erich Przywara, *Humanitas*. Der Mensch gestern und morgen, Nürnberg 1952, 733f

² Der römische Brunnen, München 1928, 154.

³ Ebd., 155.

⁴ Ebd., 155.

⁵ Ebd., 179-184; hier: 180: „Jerusalem, Jerusalem, kehre um zum Herrn, deinem Gott.“

⁶ Ebd., 180.

⁷ Przywara, *Humanitas*, 665

⁸ Ebd., 160.

⁹ Ebd., 365.

¹⁰ Ebd., 665.

¹¹ Das Schweißbuch der Veronika, II: Der Kranz der Engel, München 1946, 291.

¹² Die Consolata, Frankfurt 21949, 34f.

■ *Dr. Horst Renz*

„Singen geh‘n mit deinem Leben“

Zur Notwendigkeit eines neuen le Fort-Bildes aus den biographischen Quellen. Mit beispielhaften Einsichtnahmen in den Nachlass im Literaturarchiv in Marbach



Das Deutsche Literaturmuseum Marbach, nur 25 km von Stuttgart entfernt, beherbergt den Nachlaß von Gertrud von le Fort. So bot sich vor Beginn der Tagung die Gelegenheit einer Führung an.

Auf Wunsch von Dr. Horst Renz hatte der Wiss. Mitarbeiter Dr. Mirko Nottscheid zwei Vitrinen mit Exponaten vorbereitet. Im Vortragsraum selbst war das im Besitz des Referenten befindliche Pastell der achtundzwanzig-jährigen Dichterin aufgestellt, geschaffen von M. Goessler-Berger in Ludwigslust.

Für Rang und Ansehen der Gertrud von le Fort zählt der Umstand nicht gering, dass ihr umfangreicher Nachlass an Korrespondenz und Manuskripten im Literaturarchiv verwahrt ist. Dort steht er für wissenschaftliche Durchdringung allgemein zur Verfügung zusammen mit kaum schätzbaren literarischen Kulturzeugnissen grundlegender Bedeutsamkeit.

Im Hinblick auf Biographie und Werk-Erforschung ist dieser Nachlass bisher erst anfangsweise benutzt. Es gibt eine ganze Reihe von geradezu blinden Flecken und unbekanntem Lebensabschnitten und damit deren unbedingt notwendige Aufhebung und dann Einbindung in die Zusammenhänge. Geprüft werden müssen vor allem die bisher geläufigen Bewertungen auf ihre Richtigkeit und auf im Spiel befindliche Vorurteile. Man hat zu erkennen, ob

etwa historische Stoffe nur äußerlich genutzt werden, um tiefere andere Inhalte zu transportieren. Sogar Selbstaussagen der Dichterin (!) zu Werken und eventuell gegebene Abhängigkeiten von Dritten sind nicht einfach hinzunehmen, vielmehr zu überprüfen. Gerade erhaltene Briefe von anderen bekannten und anerkannten Persönlichkeiten bieten sich an für das Studium gegenseitiger (!) Einflüsse. Gar keine Frage, dass auch geschäftliche Gesichtspunkte jeweils im Spiel sind, die erkannt und benannt sein wollen. Und welche großen Zeitfragen und -nöte werden indirekt wirklich und nicht nur scheinhaft behandelt, welcher Wirklichkeits-sicht ist diese Frau fähig gewesen, was wird an Wissen und Bildung für möglich gehalten?

Als le Fort z.B. 1912 ihre bereits zweite Gedichte-Sammlung veröffentlicht, geschieht es während der intensiven Hörschaft bei Ernst Troeltsch. Dieser liest damals nicht nur seine „Glaubenslehre“, sondern er lässt 1912 und 1913 die ersten beiden Bände seiner „Gesammelten Schriften“ erscheinen. Ganz gewiss müssen diese Publikationen auf Gemeinsamkeiten untersucht werden!

„Lieder“ erscheinen im Werk immer wieder, seit der Kindheit, sei es als „Hymnen an die

Kirche“, „...an Deutschland“ und auch wenn auf dem Weg zum Schafott „gesungen“ wird! Und wo überall noch? Was soll damit gesagt und an antropologisch – allgemeiner Aussage gewonnen werden, wenn in „Lieder und Legenden“ die Fundamental-Aussage kommt, der Mensch gehe gewissermaßen „mit seinem Leben“ insgesamt „singen“? Nicht das einzelne Lied oder Gedicht, Novelle, oder vermeintliche „Erinnerungen“, wie „Hälfte des Lebens“ sind das angesteuerte „Singen“, sondern der jeweils absolut individuelle Lebenslauf in seiner nicht anders als eben lebensmäßig auszudrückenden Gesamtheit ist „das“ Lied, das Singen, um welches es Gertrud von le Fort zu tun ist.

Und dann auch: Was etwa könnte in einem solchen Singen überhaupt noch eine „Konversion“ genannt werden?!

Ausgelegt in Marbach war auch ein Brief mit Scherenschnitt der Ilse von Münchhausen (Januar 1907). Sie und die Freundin Gertrud schauen in einen Spiegel, den diese hält. Was vermag in ihm von jeder Person und in der anderen zu erscheinen? Rätselhaftigkeiten, Fragen. Und dringende Aufgaben.

*Und wenn mich die andern
Im engen Gefängnis des grauen Alltags wähten,
Dann lief ich mit leuchtender Leier
Die Hügel der Gesänge hinab
Und die strahlenden Höhen der Lieder empor,
Und zog auf großen Straßen
Hinweg lebendigen Traums.*

Stimme des Dichters

Eleonore von La Chevallerie

1982 Gründungsmitglied und Vizepräsidentin der Gertrud von le Fort Gesellschaft



Eleonore von La Chevallerie wurde am 30. 8. 1926 als Tochter eines Offiziers in Gumbinnen / Ostpreußen geboren. Ihre Schulbildung im Kaiserin-Augusta-Stift in Potsdam wurde durch den Kriegseinsatz bei der Luftabwehr (Scheinwerferdienst) jäh abgebrochen. Ihr Vater starb an einer schweren Verletzung. Die Familie mußte 1945 den Verlust von Heimat und Besitz erleben und fand schließlich Zuflucht bei Verwandten in Süddeutschland. In den Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit und in der allgemeinen Not war es für die junge, aufgeschlossene und vor allem für Literatur begeisterte Eleonore von La Chevallerie undenkbar, einen ihr gemäßen Bildungsweg einzuschlagen. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie mit Büroarbeiten bei der amerikanischen Besatzungsbehörde und als Erzieherin in befreundeten Familien.

Es bedeutete für sie eine Lebenswende, als sie im Jahre 1961 von Gertrud von le Fort in Oberstdorf als Sekretärin engagiert wurde. Die Dichterin war damals 85 Jahre alt.

Eleonore von La Chevallerie sorgte für eine ungestörte Arbeitsatmosphäre, erledigte die offizielle Korrespondenz, entzifferte handgeschriebene Texte und stellte die Druckfassung der Manuskripte her. Darüber hinaus wurde sie immer mehr zur Gesellschafterin und Vertrauensperson, übernahm schließlich auch Wirtschaft und Haushaltsführung und begleitete treu die greise Dichterin durch die letzten schweren Lebensjahre bis zum Tod 1971, oft bis zur völligen Erschöpfung ihrer eigenen Kräfte.

Gemäß testamentarischer Verfügung übernahm Eleonore von La Chevallerie die Autorenrechte an den Werken le Forts und vertraute den literarischen Nachlaß dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach an. Sie arbeitete unermüdlich an der Ordnung und Katalogisierung des Nachlasses und fertigte maschinenschriftliche Abschriften vieler kaum lesbarer handschriftlicher Texte an. Sie organisierte Ausstellungen, hielt Vorträge und diente bis zuletzt mit großer Hingabe der Verbreitung der Kenntnisse von Leben und Werk der Dichterin.

Eine neue Heimat fand Eleonore von La Chevallerie für fast drei Jahrzehnte im Konvent des Evangelischen Damenstiftes des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Isenhagen bei Celle. Im Sommer war sie im Führungsdienst des Klosters mit seiner fast vollständig erhaltenen mittelalterlichen Ausstattung tätig, den Winter verbrachte sie meist im Deutschen Literaturarchiv in Marbach mit der Arbeit am Nachlaß

der von ihr über alles geliebten Gertrud von le Fort. Ihre späten Lebensjahre waren ausgefüllt mit der oftmals sehr schweren Pflege ihrer Mutter, nach deren Tod sie das Kloster Isenhausen verließ.

Eleonore von La Chevallerie war es auch, die im Jahre 1982 die Gründung der Gertrud-von-le-Fort-Gesellschaft anregte. Zusammen mit dem Gründer und langjährigen Präsidenten, Prof. Dr. Lothar Bossle, hat sie sich als Vizepräsidentin vielfältig für die Ziele der Gesellschaft eingesetzt und große Verdienste erworben.

Persönlich bedürfnislos und anpassungsfähig auch in schwierigsten Situationen, konnte sie sich großzügig auch von eigentlich unentbehrlichen Mitteln trennen um einer Sache willen, die ihr am Herzen lag. Ihr Leben lang übte sie die altpreußischen Tugenden redlicher Pflichterfüllung und treuen Dienstes, und zwar so, daß sie die Pflicht gern erfüllte und den Dienst mit liebevoller Hingabe zu ihrer eigenen Sache machte.

In Ehningen, am 14. November 2004, wurde Eleonore von La Chevallerie von Gott in die ewige Heimat gerufen.

Dr. Antje Kleinewefers



Die Ausstellungen

Mit Sachkenntnis, unendlicher Mühe und Engagement bereitete Eleonore die Ausstellungen vor, tippte und ordnete die Kataloge und übernahm Führungen.



Zu den mit * gekennzeichneten Orten liegen der GvIF-Gesellschaft die Kataloge vor. Nicht alle Ausstellungsorte konnten bis jetzt ausfindig gemacht werden.

Aus der Einführung zur Ausstellung 1998 in Magdeburg: Leben und Werk sind bei Gertrud von le Fort nicht zu trennen, *„Dichtung ist keine Arbeit neben dem Leben, sondern eine Form des Lebens“*.

So gehen in der Ausstellung Biographie und Werk nebeneinander her.

1973 Aachen	1982 Rastatt
1976 Aachen*	1982 Düsseldorf
1976 Boppard	1982 Bad Hersfeld
1976 Oberstdorf*	1983 Heidelberg*
1976 Marbach*	1983 Marburg*
1978 Fulda*	1984 Eichstätt
1978 Paderborn	1986 Würzburg*
1981 Würzburg*	1991 Magdeburg
1981 Zürich	1998 Magdeburg*
1982 Bad Hersfeld	

Ludwigslust: „... das Bild meiner versunkenen Heimat, ... als hätte ich nie Abschied von ihr genommen.“



Prinzessin Christelchen

gehört zum Frühwerk der Gertrud von le Fort. Für ihren ersten Roman wählte sie die Form des Hofromans, der in Ludwigslust, hier Herrenburg genannt, angesiedelt ist. Sie veröffentlichte

die tief angelegte Liebesgeschichte unter dem Pseudonym Gerta von Stark. Umrahmt wird die Handlung von porträthaften Beschreibungen von Stadt und Landschaft, die geeignet sind, den Blick auf die alte mecklenburgische Residenz und ihre Umgebung neu einzustellen und zu schärfen. Aus der Debütantin Gertrud von le Fort wurde eine Dichterin von Weltgeltung. Eine ihrer letzten Erzählungen *Das fremde Kind* (1961), nimmt manche Fäden von *Prinzessin Christelchen* auf und führt sie zu einer zeitgeschichtlichen Bilanz zusammen.

Renate Krüger hatte 2009 eine Neuausgabe des 1904 veröffentlichten Hofromans vorbereitet, doch zur Drucklegung war es nicht gekommen.

2017 gelingt endlich die Veröffentlichung, ergänzt durch ein Nachwort von Elisabeth Prégardier über Renate Krügers († 2016) Arbeiten zu Ludwigslust sowie le Forts Werke *Das fremde Kind* und *Hälfte des Lebens*. (Lexikus Verlag, € 14,95).

In diesen Zusammenhang gehören auch **Renate Krügers Vorträge** über Gertrud von le Fort und ihre Verwurzelung in der mecklenburgischen Heimat:

- Mecklenburgische Motive in den Werken von Gertrud von le Fort (1981)
- Gertrud von le Fort – ein deutsches Schicksal (1991)
- Das liebeliche Land der Gertrud von le Fort (2005)
- Wege mit Gertrud von le Fort (2005)

Ein DDR-Verlag hatte 1981 die Erstellung einer 300seitigen Biographie unter Vertrag genommen. 1985 wurde das fertige Manuskript schroff abgelehnt!

Aus den Elementen der Biographie veröffentlichte Renate Krüger 1991 (nach der Wende) *Aufbruch aus Mecklenburg. Gertrud von le Fort und ihre Welt*.



Einen „Literarischen Stein“ zu Ehren von Gertrud von le Fort enthüllten am 15. Mai 2017 die Berliner Architekten Constanze Altmüller und Elmar Torinus im Rahmen eines von ihnen initiierten Projektes „Kunst im Raum von Ludwigslust“.

Gertrud von le Fort lebte von 1896 bis 1915 in Ludwigslust, Jahre entscheidender Prägung für ihr dichterisches Schaffen. Der Text auf dem Stein wurde der 1961 veröffentlichten Erzählung *„Das fremde Kind“* entnommen, die eng mit dem Ludwigsluster Umfeld verbunden ist.

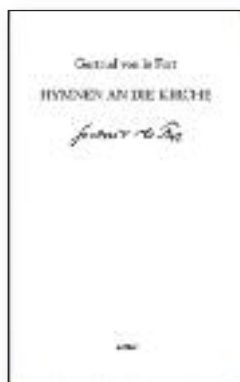
Gertrud von le Fort:

Originaltexte und Anmerkungen



Der Papst aus dem Ghetto

Der Roman (1930) beleuchtet das Schisma der Kirche von 1130 und die Welt der gläubigen Juden im römischen Ghetto. Doch zeigt *Gertrud von le Fort* über das historische Ereignis hinaus die überzeitliche Kirche als den einen, die Menschheit umfangenden Leib Christi. In ihm sind Christen, Juden und Heiden vor das Angesicht des lebendigen Gottes gerufen. Die Kirche derer, die diesem Ruf folgen und nicht dem Willen zur Macht, hat teil am Schicksal Christi – sowohl an seinen Leiden als auch an seiner Herrlichkeit. *Einleitung* (Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz) und *Anmerkungen* (Gundula Harand) erläutern den reichen, literarischen und theologischen Hintergrund eines Romans, der sein prophetisches Licht auch auf Fragen der Gegenwart wirft. 2017



Hymnen an die Kirche

Der entscheidende Durchbruch gelang der Dichterin 1924 mit den Hymnen an die Kirche. Sie erschienen zwei Jahre vor ihrem Eintritt in die katholische Kirche und erfuhren die besondere Anerkennung Paul Claudels. Wie ein Tor zum Gesamtwerk le Forts prägen die Hymnen Grundmotive ihres weiteren Schaffens, das in den folgenden Jahrzehnten von einer ungebrochenen geistigen Kraft zeugt. Als bedeutende Stimme des zwanzigsten Jahrhunderts ist Gertrud von le Fort in einer Reihe mit großen europäischen Schriftstellern zu nennen. 1949 schlug Hermann Hesse Gertrud von le Fort für den Nobelpreis vor.

Herausgabe und Nachwort Gundula Harand.

2014



Gertrud von Fort Lesebuch

Ausgewählte Erzählungen. Einleitung und Kommentar.

Herausgegeben und kommentiert von Gundula Harand und Gudrun Trausmuth. Die Auswahl folgt dem Leitmotiv des Erbarmens, das sich im Werk le Forts aus der Einheit von Glaube und Dichtung entfaltet und wesenhafte Züge ihres Schaffens offenbart.

Die Frau des Pilatus / Das Gericht des Meeres /

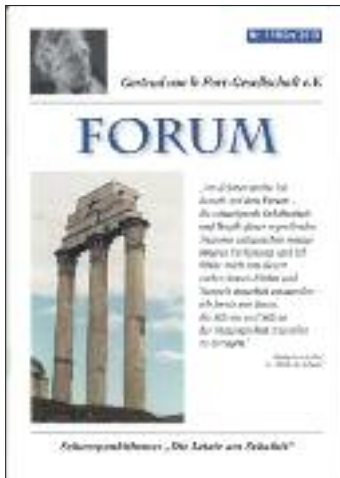
Die Verfemte / Die Consolata /

Die Tochter Jephthas / Am Tor des Himmels

2012

Alle Publikationen im Echter Verlag GmbH, Würzburg

Die FORUM-Hefte 1-4 mit Schwerpunktthemen



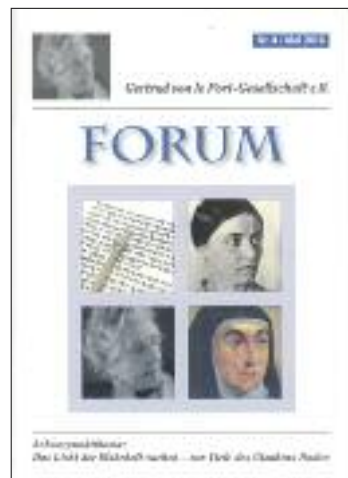
Die Letzte am Schafott



**„Orte“ in München und
Die Letzte am Schafott**



**Die Magdeburgische Hochzeit
Der Dom**



**Das Licht der Wahrheit suchen –
zur Tiefe des Glaubens finden**

Jedes Heft 24 Seiten

Bestellungen:
info@gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de

*Es sind die tragischen
Gestalten und Geschicke
im Einzelleben wie im Völkerleben,
welche die großen Gesänge rufen.
Wem die Welt ihre Anerkennung versagt,
den umschlingt die Dichtung,
sie findet einen Zauber darinnen,
sich dem Verfemten zu widmen,
das Verurteilte –
auch schuldhaft Verurteilte
auf seinem wirren Weg
zum Abgrund zu begleiten,
das Untergehende und Sterbende
ans Herz zu nehmen.*

Gertrud von le Fort
1951 Aufzeichnungen und Erinnerungen

**Herzliche Einladung
zur Förderung und zur Mitgliedschaft
in der Gertrud von le Fort-Gesellschaft**

www.gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de